

*Ludwig M. Eichinger*

## Kann man der Selbsteinschätzung von Sprechern trauen?

Ein Kreter: Alle Kreter lügen.

### 1. Natürlich

Eigentlich ist das gar keine Frage. Da nicht alle Sprecher Lügner sind, wäre es sogar unklug, den Sprechern nicht zu trauen. Allerdings variieren die Urteile über die gleichen sprachlichen Phänomene in überraschender und daher manchmal auch amüsanter Weise. So äußern sich in historischer Zeit zwei einigermaßen berühmte Zeitgenossen ganz unterschiedlich über das gleiche Objekt, die in Bayern benutzte Schriftsprache. Und es mag sicher auch von der eigenen Nähe und Ferne abhängen, wie man hier urteilt. Und so fällt denn das Autostereotyp des Ingolstädter Professors und Historikers Bayerns Johann Aventin im Jahr 1533 wesentlich freundlicher aus als das Urteil des Kieler Lehrstuhlinhabers und Poetik-Spezialisten Daniel Georg Morhof eineinhalb Jahrhunderte später:

Brauch ich mich des alten lautern gewöhnlichen jedermann verstendigen teutesches. (Johannes Aventinus. 1556. *Baierische Chronik* [1532-1533]. In: Turmair 1880-1886. 4. 5-6).

Denn ihre [= der Bayern und Österreicher] Mundart ist unfreundlich und daher der Tichterey frembde und unlieblich (Morhof 1682: 217).

Man muss sich allerdings, wenn man die Aussagen von Gewährsmännern wissenschaftlich auswerten möchte, dreier Dinge bewusst sein.

Zum Ersten: Wenn man die Menschen nach ihrer Sprache und ihrem Sprachgebrauch fragt, bekommt man Meinungen zur Antwort. Zudem bekommt man Meinungen zu einem Punkt, über den man zumeist noch gar nicht so genau nachgedacht hat, so dass nicht so ganz klar wird, welche Tatsachen hier besonders fokussiert werden. Da damit mindestens ein jeweils eigener Blick auf die in Fragen stehenden Daten geworfen wird, ist ein Rückschluss auf das jeweilige Handeln und die daraus ersichtlichen sprachlichen Verhältnisse nicht auf einfache Weise möglich.

Zum Zweiten: Die metasprachlichen Äußerungen von Sprechern, die keine professionellen Sprachwissenschaftler sind, sind oft nicht leicht

analytisch einzuordnen. Und selbst wo Kerne linguistischen Beschreibungsinventars auftauchen, ist zu sehen, dass das Kategorieninventar gegenüber der eigentlichen Wissenschaft beschränkt ist, was den Grad möglicher Genauigkeit der Aussagen, aber auch die Möglichkeiten der Extrapolation durch den Wissenschaftler beschränkt.

Zum Dritten: Normale Sprecher sind keine Lügner, aber sie versuchen, zu ihrem Gesprächspartner nett zu sein. Außerdem sind sie anfällig für in diesem Rahmen Augenfälliges und der Vorsortierung durch umlaufende Meinungen anheimgegeben. So weiß man oft nicht so genau, wie sich die geäußerte zur ‚eigentlichen‘ Meinung des Sprechers verhält.

Der systematisch wichtigste Punkt dabei ist zweifellos, dass es sich bei Selbsteinschätzungen um die Äußerung von Meinungen handelt, deren Verhältnis zur realen Praxis und ihren systemischen Entsprechungen eher uneindeutig ist.

## 2. Was lernt man?

Was ist nun daran wissenschaftlich interessant, wenn wir wissen, dass wir notwendigerweise mit Verzerrungen gegenüber einer wissenschaftlichen Normalsicht rechnen müssen? Zum einen möchte man natürlich wissen, welche Bilder sich ergeben, wenn man die Meinungen zu einer Darstellung zusammenfügt, so dass Ungleiches auch ungleich erscheint. Offenkundig können wir mit solchen Differenzen leben, und ihre Darstellung zeigt erst, wo die Differenzen liegen und wie sie die angenommene Wirklichkeit verzerren. Das stellt ja insgesamt den Reiz von sogenannten Kartenanamorphoten dar.<sup>1</sup> Zum anderen zeigt sich dabei, dass vielleicht sogar in allen solchen Bildern bestimmte Bestandteile der Wirklichkeit überhaupt so weit ausgeblendet erscheinen, dass sie aus dem Blick verschwinden. Es wäre zweifellos ein reizvolles Unterfangen, die Einstellungen zu verschiedenen sprachlichen Varianten oder Varietäten in ähnlichen Bildern wiederzugeben, wie wir das aus anderen Kontexten durchaus kennen.

Nicht nur, dass je nach Frage hier die eine oder die andere Sprachform mehr Platz beanspruchen würden, es ist vielmehr so, dass manches Einfache verschwinden würde und manches entsprechend seinem Ruf überrepräsentiert wäre. So kann man der folgenden Internetinteraktion

<sup>1</sup> Vgl. dazu die „anamorphotischen“ Darstellungen der Welt in Dorling, Newman & Barford (2008).

vom Mai 2008 entnehmen,<sup>2</sup> dass Bairisch als paradigmatisch unverständliche Form gehandhabt wird und außerdem so weit assoziiert mit Bayern als staatlichem Gebilde, dass ganze Räume – etwa das fränkische Sprachgebiet – völlig verschwinden. Bis denn jemand aus dieser Gegend kommt, der dann sein eigenes Vorstellungsbild – in diesem Fall über die Umgebung von Aschaffenburg – entwirft.

Betrifft: problemas con los dialectos en Alemania

Hola gente,

Desde hace dos meses estoy haciendo unas prácticas en Alemania, en una ciudad que se llama Aschaffenburg. Mi alemán es relativamente bueno, puedo entenderme con todo el mundo, y el año pasado saqué el título TestDaf, para que os hagáis una ide de mi nivel.

Bien el problema es que aqui no entiendo nada. Aproximadamente el 80 % de lo que oigo me suena a chino, incluso cuando me lo repiten. Por ejemplo, pongo aquí algún ejemplo de cómo pronuncian: aufsteigen → ufstigen; 81 → onunachtze.

Normalmente todo que se pronuncia “a” ellos lo cambian por und “o”, y la “r” la pronuncian como en espanyol. Me es realmente imposible seguir cualquier conversación, y tampoco cuando me hablan. Teneis vosotros también problemas del estilo? Esto de los dialectos es para los extranjeros...lo que vulgarmente se llama una putada...un saludo! Mocho.

Unser Sprecher des Spanischen hat ein nicht unübliches Problem, als er, TestDaf-geprüft wie er ist, ein erstes Mal auf normale süddeutsche Sprecher stößt, die deutliche Merkmale einer regionalen Sprachform zeigen, die er übrigens nicht so schlecht beschreibt. Sein Hilferuf findet ein bemerkenswertes Echo. In der im Folgenden zitierten Antwort-Mail wird er wegen der Unverständlichkeit des Bairischen getröstet und auf klassische Orte eines „ganz akzeptablen Hochdeutsch“ verwiesen, wobei die Nennung der beiden westfälischen Städte weniger dem Erwartbaren entspricht als die von Hannover. Auf jeden Fall bekommt man einen gewissen Eindruck von der Verständlichkeitslandkarte der Verfasserin:

Tut mir leid, dass Du ausgerechnet in Bayern gelandet bist [...]. Ich habe auch gelegentlich Schwierigkeiten mit einigen norddeutschen Dialekten, dafür verstehe ich die Schweizer, obwohl ich nördlich von Freiburg lebe.

Solltest Du innerhalb von Deutschland umziehen können, empfehle ich Dir die Gegend von Hannover, Bielefeld, Osnabrück, dort wird ein ganz akzeptables Hochdeutsch gesprochen.

[...] Auf jeden Fall viel Glück beim Bayrisch-lernen!

Die generalisierte Bairisch-Landkarte dieses Beitrags ruft nun den Widerspruch einer Schreiberin aus Aschaffenburg hervor. Sie fokussiert eindeutig anders: Das Erlebnis engräumiger Regionalität ist für diese Sprecherin

<sup>2</sup> Für die folgenden Beispiele siehe den Thread im Forum des Portals LEO (<<http://tinyurl.com/pd-eichinger10>>, Stand 09.02.2009).

zentral – ganz im Unterschied zu der Freiburger Schreiberin, bei der hier eine Lücke aufscheint, die allenfalls von etwas wie genereller Alemannisch-Kenntnis relativiert wird.

Kleine Anmerkung: In Aschaffenburg (sprich Ascheberch) und Umgebung spricht man kein Bayrisch sonder ein sehr hessisch eingefärbtes Fränkisch ;-)

Und man muß wirklich nicht weit fahren, um im sprachlichen Chaos zu landen. Eine halbe Stunde nördlich reicht bei uns und ich bin von Frankfurt aus in der Wetterau (bzw. noch mal einige Kilometer weiter nach Osten) in der Rhön und da ist in manchen Orten selbst für mich alles zu spät.

Mein Freund ist Latino und lernt Deutsch, versteht zwischenzeitlich auch eine Menge, aber als wir meine Familie im Spessart besucht haben, war die Verständigung teilweise schwierig. Meine Muttersprache ist Dialekt (ähnlich besagtem Aschaffener-/Spessart-Dialekt, den Mocho jeden Tag hört). Mein Bruder und ich haben erst mit ca. 5 Jahren nach einem Umzug in die nächstgrößere Stadt Hochdeutsch gelernt und wir sind dann beim Übersetzen auch ins Stottern geraten. Immer wenn ich mit daheim telefoniere, brauche ich einige Minuten zum regenerieren, sonst benutze ich Dialektwörter (die Bach, dahaam, Dippche, Kneipche, Kolter), die dann nur ein Fragezeichen ernten.

Nun können wir über das reale Verhältnis der angesprochenen Sprachformen zwar gewisse Vermutungen anstellen, wissen tun wir aber eigentlich nur etwas über Sprachvorstellungen, die zusammengefügt eine nicht gänzlich zusammenstimmende Überlagerung von Sprachformen ergeben. Wie auch immer: Das Bild ist weder konsistent noch vollständig. Allerdings können wir eine Reihe von argumentativen Figuren erkennen, von denen das Sprechen über andere Sprachformen insgesamt geprägt zu sein scheint.

Was sind diese argumentativen Bestandteile – und wer hat hier recht? Zum einen herrscht eine relativ hohe normative Selbstgewissheit vor: Man weiß, wo der Ort des richtigen Deutsch ist. Es ist aus den Ausführungen darüber hinaus ersichtlich, dass man sich selbst auf jeden Fall im Besitz der gesellschaftlichen Deutungshoheit wähnt. Die Hinweise auf die Orte des richtigen Deutsch zeugen von einer Art panchronischer Weltsicht, eine Art Richtigkeit des ‚Das-war-doch-immer-schon-so‘, die auch der Wissenschaft teilweise nicht fremd war, wenn man sich an Jacob Grimms in der Vorrede des Wörterbuchs zu findende Äußerung zur Qualität des Deutschen erinnert, dass man das Neuhochdeutsche in der Tat als den protestantischen Dialekt bezeichnen darf.

Zudem spielen Kategorien eine Rolle, deren Intersubjektivierbarkeit stark schwankt, so etwa der ästhetische Eindruck, den eine Sprachform macht. Dazu gehören Äußerungen des Typs:

Manchmal finde ich einen Dialekt komisch – ganz ehrlich. Der Mannheimerdialekt ist herrlich. Wirklich.<sup>3</sup>

Eigentlich sagt diese Äußerung nicht mehr, als dass der Sprecher eine ihm fremde Varietät merkwürdig findet.<sup>4</sup> Wie findet man Wege, um an den interpretierbaren Kern solcher Stellungnahmen heranzukommen, die über die Addition dieser Meinungsdaten als solche hinausgehen?

Wo die Probleme liegen, ist einigermaßen klar. Den Beurteilungen liegen wenige und nicht distinkte Kategorien zu Grunde, etwa vom Typ Hochdeutsch, Dialekt, Norddeutsch. Zum anderen ist erkennbar, dass die sachliche Basis für die vorgenommenen Bewertungen recht schmal ist; zumeist finden sich nur marginale Kenntnisse von anderen als den eigenen kommunikativen Bedingungen. Zum Dritten wird zwischen beschreibenden und wertenden Kategorien vergleichsweise unterschiedslos gewechselt. Und zum Vierten sind die Äußerungen in ein intentionales Gefüge eingebunden, das im Einzelnen nur in sehr aufwendiger Weise aufgehellt werden kann.

### 3. Und wie?

Man kann hoffen, das damit angedeutete Interpretationsproblem mit Aussicht auf Erfolg anzugehen, wenn man einen Rahmen findet, in dem diese Geschichten Sinn machen. Dann muss man danach suchen, was die als eine einigermaßen verlässliche Kommunikation sichernde Folie gängiger Vorstellungen sein könnte, auf deren Basis man die topischen und individuellen Anteile der jeweiligen Aussagen bestimmen könnte.

Wiewohl das etwas vage klingen mag, ist das eine gangbare Möglichkeit, denn auch als Sprecher gefragt sind die Sprecher nur Menschen, und das heißt sie konstruieren an mögliche gemeinsame Erfahrungen anschließende Geschichten über ihr sprachliches Leben. Von welcher Art diese Geschichten sind, hängt mit Umfang, Art und Granularität der Interaktionserfahrungen zusammen, die der Sprecher gemacht hat. Sie prägen sein kommunikatives Gedächtnis und betten sie ein in die kulturellen Bedingungen der sprachlichen Praxis in der jeweiligen Gemeinschaft.

3 Blogbeitrag von schlotli am 24.11.2005 zum Thema „Wir können nichts, nicht einmal Hochdeutsch“ auf der Website „popkulturjunkie.de“ (<<http://tinyurl.com/pd-eichinger01>>, Stand: 03.02.2009).

4 Womit eine gewisse Einheitlichkeit der entsprechenden Bewertungen in unserer Gesellschaft zusammenhängt, untersuchen wir am IDS derzeit in einem von der VW-Stiftung finanzierten und gemeinsam mit Sozialpsychologen durchgeführten Projekt zu „Spracheinstellungen“ (<<http://tinyurl.com/pd-eichinger11>>, Stand: 03.02.2010).

Wenn man als forschender Linguist nach diesen Geschichten fragt, muss man sich darüber im Klaren sein, dass das in der Antwort entworfene Geschehen im Hinblick auf die Frage intentional gerichtet ist. Antworten weisen so unter anderem auch darauf hin, welche Fragen gestellt worden sind – und welche nicht. Nicht unmittelbar erschließbar ist daraus, welche Fragen auch noch hätten gestellt werden können, sollen oder gar müssen. So hängt es auch an der mäeutischen Kunst des Befragenden, ob man ein ausgewogenes Bild der Meinungen des Sprechers bekommt. Und man könnte als eine Art Zwischenfazit fast sagen, dass unsere Titelfrage zumindest auch heißen könnte, wie weit man dem Linguisten trauen könne.

Wenn man ihm trauen soll, hat der forschende Sprachwissenschaftler noch eine weitere Aufgabe. In den Äußerungen von in dieser Hinsicht naiven Sprechern mischen sich in schier unauflöslicher Weise kategoriale Beschreibungen und normative Einschätzungen, die es voneinander abzuheben gilt. Man darf es sich nicht zu einfach machen und aufgrund häufiger normativer Kurzschlüsse die kategoriale Erkenntnis gering schätzen.

## 4. Meinen und Wissen

### Was man hört

Bei so viel Konstruktion und kommunikativ gefilterter Erinnerung bleibt logischerweise die Frage nicht aus, ob es demgegenüber ein objektives Korrektiv gibt, das es uns erlaubt, die Geltung oder zumindest Plausibilität dieser metalinguistischen Laienäußerungen zu überprüfen. Wir wollen das anhand der Frage, was Hochdeutsch bzw. was eine standardsprachliche Form ist, verdeutlichen.

Ohne Mühe und ein ausreichend gestreutes Datenmaterial geht das natürlich nicht. Wenn man aber in der Lage ist, sich das zu verschaffen, kann man immerhin zu diesem Zweck einmal versuchen, eine größere Menge von entsprechenden Äußerungen nebeneinanderzustellen bzw. auch geografisch übereinanderzulegen und dann damit zu vergleichen, wie die Personen, denen man in diesen Kontexten Meinungsäußerungen abverlangt, reagieren, wenn man sie systematisch so weit bringt, bestimmte sprachliche Angemessenheitserfordernisse zu erfüllen. Im Rahmen eines Projekts „Deutsch heute“ haben wir am IDS versucht, Material in dieser Weise zusammenzutragen, das sich auf die Einschätzung und Realisierung standardsprachlicher und standardnaher Sprechformen bezieht. Ein Teil der Aufnahmen, die in diesem Kontext entstanden sind, entstammen verschiedenen Situationen und Aufgabenstellungen, bei denen und mittels derer eine möglichst standardnahe Form des Deutschen elizitiert werden

sollte, in einem weiteren – einem von zwei freien Interviewteilen – ging es dezidiert um Einschätzungsfragen des Typs, von dem in diesem Beitrag die Rede ist. Für diese Zwecke ist es im Hinblick auf die traditionellen Erwartungen notwendig, dass eine hinreichende Streuung über den Sprachraum gegeben ist und dass nicht nur eine Einzelperson befragt wird. Zudem sollten im Sinne des Projektziels Probandengruppen im Vordergrund stehen, bei denen man aufgrund der Schulbildung erwarten sollte, dass ein hoher Grad an Standardannäherung möglich sein sollte – bei Berücksichtigung regionaler und sonstiger denkbarer interferierender Unterschiede. Da es zudem eine leicht plausibel zu machende Annahme ist, dass sich die Stellung zu Standard- und Nichtstandardformen in „*apparent time*“, d. h. zwischen den Generationen, verändert, wurde ebenfalls versucht, diesen Faktor systematisch einzubeziehen. All diese Voraussetzungen sind bei dem Material, die im Rahmen dieses Projekts gesammelt wurden, gegeben. Die Aufnahmeorte sind über das gesamte zusammenhängende deutsche Sprachgebiet verteilt, es handelt sich immerhin um Aufnahmen in insgesamt über 170 Orten, an denen normalerweise je vier Abiturienten bzw. Schüler gymnasialer Abschlussklassen und zwei Personen um die 50 mit mindestens Abitur in jeweils fünf Situationen bzw. Aufnahmetypen dokumentiert werden. Es gibt also mindestens 850 entsprechende Vollaufnahmen (vgl. Abbildung 1 mit den Aufnahmeorten).

Wenn man sich einen etwas regional gestreuten Überblick darüber verschafft, wo denn das beste Hochdeutsch zu Hause sei und wo auf keinen Fall, kommt man zu in dieser Vielfalt vielleicht gar nicht erwarteten Antworten. Es gibt jedenfalls insgesamt eine überraschend starke Tendenz, gutes Hochdeutsch in den eigenen Nahraum zu positionieren.



Abb. 1: Aufnahmeorte

Einige Beispiele mögen das belegen.<sup>5</sup>

Eine fünfzigjährige Gewährsperson aus Kiel – die zweifellos eine typisch nördliche Sicht repräsentiert, was aus anderen Partien des Interviews deutlich wird – stellt relativ unmittelbar fest, in der Umgebung von Kiel werde hochdeutsch gesprochen, wo dieses Gebiet eigentlich ende, weiß sie nicht so recht zu sagen, auf keinen Fall werde Hochdeutsch in „südländischen Regionen“ gesprochen. Sie

<sup>5</sup> Bei dem diesem Beitrag zugrundeliegenden Vortrag wurden die entsprechenden Tonbeispiele präsentiert, sie können hier allerdings nur in zentralen Punkten angesprochen werden.



selbst spricht ein recht standardnahes Hochdeutsch mit leichten nördlichen Regionalismen, im lautlichen z. B. eine deutliche Zentralisierung und Rundung in Wörtern wie *wird* oder *r-Schwund* bzw. Vokalisierung auch in Fällen nach standardsprachlichem Kurzvokal.

Am anderen Ende befindet sich ein Sprecher aus Lienz, der dezidiert betont, dass „bei uns doch auf jeden Fall auch“ das beste Hochdeutsch gesprochen werde. Nun waren die Interview-Konstellationen von einer Art, dass eine möglichst standardnahe Sprechweise evoziert werden sollte. Das führt in diesem Fall zu einer derart stark regiolektal geprägten Sprechweise – etwa starke Diphthongierung von Vokalen vor Nasal, auffällige Verteilung von dunklem und hellem <a>-Laut, retroflexe Artikulation des <l> –, dass man sich auf jeden Fall an die Diskussion über einen österreichischen Binnen- vs. einen Außenstandard erinnert fühlt, die vor einiger Zeit in der Diskussion über frühere Auflagen des Österreichischen Wörterbuchs eine Rolle gespielt hat.<sup>6</sup> Zur Frage, wo kein Hochdeutsch gesprochen werde, gibt er keine Auskunft. Das reflektiert wie die zitierte Formulierung in ihrem defensiven Duktus offenkundig auch die Selbsteinschätzung, in einem sprachlichen Raum zu leben, der eher nicht als der Hort des Hochdeutschen gilt.

Den Pol, an dem sich die Vorstellungen vom Hochdeutschen orientieren, stellt ja, wie sich auch in der oben dokumentierten Internet-Diskussion spiegelt, der Raum um Hannover dar.

Das Interview mit einer jungen Frau in Hannover bestätigt die Erwartung, eine entsprechende Einschätzung auch vor Ort zu finden. In tatsächlich sehr normgerechtem Sprechen wird festgestellt, es gebe das Hochdeutsche, das in (und um) Hannover gesprochen werde, und dann gebe es Dialekte, die überall anders in Gebrauch seien. Bei ihr finden sich bis auf Tilgungen der auslautenden *t* in *nicht*, *jetzt*, *hat*, Reduktionsformen des Artikels und *r-Schwund* in bestimmten Positionen keine wesentlichen vom kodifizierten Standard abweichenden Lautungen.

Wenn man sich dann noch Regionen ansieht, die eigentlich im Rufe ausgeprägter sprachlicher Regionalität stehen, kommt man, vielleicht überraschenderweise, zu durchaus vergleichbaren Ergebnissen.

So antwortet eine mit deutlichem schwäbischen Einschlag – etwa: die schwäbische Differenzierung der Diphthonge, *s-Palatalisierungen* – sprechende junge Frau aus Gammertingen (südlich von Stuttgart) man spreche dort reines Hochdeutsch, aber man könne auch noch Dialekt sprechen. Die mangelnde Wahrnehmung der sprachlichen Zwischenschicht, in der sie sich befindet, ist ohne Zweifel auch dadurch bedingt, dass ihr sprachliches Bewusstsein durch die verwendete kategoriale Dichotomie von Hochsprache-Dialekt, die nichts drittes kennt, geprägt ist.

Ein relativ ähnliches Bild ergibt sich bei einer ebenfalls jungen weiblichen Gewährsperson aus Görlitz. In einer merklich ostmitteldeutsch geprägten sprachlichen Form stellt sie auffällig prompt fest, in Görlitz werde das beste Hochdeutsch gesprochen, und im Norden, aber auch in Sachsen („Dresden“) auf jeden Fall nicht. Ihre Sprachform zeigt dabei durchaus sächsische Einschläge: So

6 Vgl. dazu die verschiedenen Arbeiten, die Rudolf Muhr zu diesem Thema vorgelegt hat, z. B. Muhr (1995).

wird etwa *nicht* durchwegs als *ni* realisiert und in *auch* wird monophthongisch langes [o:] gesprochen.

Wenn man die Ergebnisse eines anderen Teils der Untersuchung dagegenhält, in der die Gewährspersonen den beliebten Versuchstext „Nordwind und Sonne“ so standardsprachlich wie möglich lesen, kann man jedenfalls feststellen, dass zumindest bei der jüngeren Generation – und hier nicht zuletzt bei Frauen – die regionalen Merkmale außerordentlich zurücktreten.<sup>7</sup> Dieser Befund wird noch klarer, wenn man ein weiteres Experiment heranzieht, dessen Anforderung die bewusste Aufmerksamkeit auf die geforderte Normgerechtigkeit der Sprachform bricht. Die Gewährspersonen hatten in diesem Teil einfache englische Sätze ins Deutsche zu übersetzen. Dabei zeigten sich etwa bei der Hannoveranischen Gewährsperson außerordentlich auffällige Elisionen und Kontraktionen, die auch einem kodifizierten Gebrauchsstandard nicht mehr entsprachen – was sich allerdings auch im Lesetext schon etwas andeutete. So lässt sich die Übersetzung des Satzes „The lemons were hanging on the trees“ ‚Die Zitronen hingen an den Bäumen‘ etwa folgendermaßen transkribieren:

[di: tsi 'troŋ 'hiŋ ʔiŋ 'bœm]

Man sollte mit generellen Schlussfolgerungen vorsichtig sein, solange und insofern das Material noch nicht statistisch verlässlich ausgewertet ist. Zweierlei kann man immerhin sehen. Zum einen prägen zumindest bei einer jüngeren Generation von Sprechern andere Faktoren die Sprachform mehr als die regionale Herkunft. Diese Verschiebung in dem Faktorenbündel, um das es hier möglicherweise geht, hat offenkundig zur Folge, dass auch im zentralen Raum des gesprochenen Hochdeutsch Varietäten genutzt werden, die sich doch deutlich von den entsprechenden normativen Vorgaben abheben. Man hat auch den Eindruck, dass hier Merkmale, die auch das spezifische Hochdeutsch derselben Sprecherin schon prägen, in deutlich verstärktem Ausmaß auftreten. Das betrifft in besonderem Maße eine auffällige Synkopierung der – auf einen Nasal endenden – Nebentonsilben. Dieses Phänomen zeigt sich z. B. ebenfalls recht deutlich in den Aufnahmen aus Berlin, so dass man Anlass hat, nachzusehen, ob solche Erscheinungen als Effekte einer neuen Art von Re-Regionalisierung anzusehen wären, von der die sprachliche Landkarte des modernen Deutsch gekennzeichnet ist.

7 Als Beispiel wurden Belege aus Kiel, Hannover und Bad Tölz herangezogen, bei denen das bairische Beispiel ein mindestens ebenso ‚korrektes‘ Hochdeutsch lieferte wie das aus Hannover.

## Wie man es sieht

Wie verhalten sich dem gegenüber die Vorstellungen, die von den Sprecherinnen und Sprechern geäußert werden, wenn man sie nach ihrem Wissen und ihren Einschätzungen zur – vor allem regionalen – Variation fragt, im Einzelnen?<sup>8</sup> Wenn wir dazu die entsprechenden Äußerungen der oben bereits zitierten Kieler Gewährsperson betrachten, als das Gespräch darauf kommt, wo das beste Deutsch gesprochen werde, finden wir ein uns eigentlich nicht sehr überraschendes Bild, das pauschal oben auch schon angesprochen wurde:

Generell werde das beste Deutsch „eher im Norden“ gesprochen, „in einigen Ländern“, genannt wird dann „das Schwäbische und das Sächsische“ sei es sprachlich „sehr schwierig und sehr anstrengend“, „im Schweizer Bereich sowieso auch“, „das Österreichische wirkt immer so ein bisschen aufgesetzt“, „ganz ungewöhnlicher Sprachgebrauch“, und „in Süddeutschland“ sei das „auch so ein bisschen“ – resümierend „im ganzen südländischen Raum“. Im Rhein-Main-Gebiet sei das nicht so, „da ist einfach so ein normaler Dialekt“, „da ist der Sprachgebrauch für mich ganz normal“.

„Das ist aber im süddeutschen Raum nicht so, die sprechen teilweise grammatikalisch so falsch, dass es mir also in den Ohren wehtut – das ist nicht mein Fall.“

Es ist sicherlich nicht überraschend, dass man hier den klassischen Nord-Süd-Unterschied wiederfindet, allerdings kann man sehen, dass sowohl die Bewertungskategorien und Differenzierungsmöglichkeiten für Varianten eher unklar sind, und auch, dass es sich um eine sehr stark am eigenen Standpunkt orientierte und eher lückenhafte Geografie handelt, die sich dabei ergibt. Anscheinend gehört Sachsen zu Süddeutschland, das Rhein-Main-Gebiet aber nicht, dafür ist das Hochdeutsche je nördlicher desto besser. Mehr Geografie ist da nicht.

Man kann das natürlich auch anders lesen: Es überlagern sich verschiedene Charakterisierungen. Zum einen ist die gängige Vorurteilslandschaft über deutsche Dialekte, in der das Sächsische und das Schwäbische eher keinen der vorderen Plätze belegen, repräsentiert – logischerweise bleibt dunkel, was das genau für das Hochdeutsche heißt. Schon dieses Argument überlagert sich mit dem der Schwerverständlichkeit, mit dem vom Schwäbischen auf das in der Schweiz gesprochene Deutsch übergeleitet wird. Vom anderen Auslandstyp – Österreich – kennt man lexikalische Differenzen, die einem merkwürdig erscheinen, vermutlich lässt sich so die Charakterisierung als „aufgesetzt“ verstehen. Insgesamt wird den

8 Aus der Menge der gesammelten Daten wie aus denen der bereits erwähnten Umfrage geht hervor, dass Regionalität nach wie vor als eine quasi natürliche Kategorie für die Einschätzung des Deutschen betrachtet wird, wobei wie gesagt eine genauere Klassifikation eher nicht möglich ist.

„südländischen Regionen“ eine hohe grammatikalische Fehlerhaftigkeit nachgesagt, die mit einem Beispiel belegt wird.<sup>9</sup>

Wenn man die Äußerungen der Gewährsperson weiter verfolgt, sieht man, dass es offenbar verschiedene Teile des Wissens und des Bewusstseins sind, die zwecks Klärung dieser sprachlichen Fragen aufgerufen werden. Das hat vermutlich hauptsächlich damit zu tun, dass sich das für den Linguisten in einen einheitlichen Kontext stehende Problem für den Laien nicht ebenso stellt, sondern verschiedene Erfahrungsbereiche zu betreffen scheint. Was immer sonst der Fall ist, die Nord-Süd-Unterscheidung spielt offenbar in vielen Bereichen eine Rolle. Bei unserer Gewährsperson ist dieser Effekt ganz klar.

An anderer Stelle äußert sie sich zum Plattdeutschen, das sei „ja eine eigene Sprache“, wie das Friesische, es gebe ja überall „so spezielle Sprachen und Dialekte“.

So wird unter anderem die eigene Variation bewusstseinsmäßig weggefiltert. Allerdings ist, wie auch schon an der schwankenden Terminologie deutlich wird, dem normalen Sprecher auch die regionale Identifikation bewusst, zumindest an einer Reihe salienter Merkmale. So stellt die Sprecherin dann an anderer Stelle fest, dass das mit dem Hochdeutschen in Kiel nicht so eindeutig sei – und das auch bei ihrer eigenen Sprache. Was zeigt, um keinen falschen Eindruck zu erwecken, dass die Äußerungen durchaus reflektiert sind.

Es gebe „einen Kieler Dialekt“, der durch ein überoffenes e in der zweiten Silbe von Wörtern wie *Kieler* gekennzeichnet sei. Sie stellt im Weiteren fest, „so ein richtiges Hochdeutsch wird es gar nicht geben“, man merke dieses Merkmal doch immer, und das gelte wohl auch für sie selber, da sie doch auch als sehr nördlich eingeordnet werde.

Dazu passt dann auch durchaus, dass sie, als sie nach ihrer Meinung zu dem Dialekt gefragt wird, anmerkt, dass „ein bisschen Dialekt“ durchaus in Ordnung sei, aber sie möge nicht „die Verfremdung von Worten, wenn sie zu extrem ist“. Daher sei sie auch ganz entsetzt, wie die Leute in Bayern und Baden-Württemberg die Sprache veränderten, sie sprächen für sie „grammatisch häufig falsch“. Und auf die Nachfrage, ob das auch für das Hochdeutsche in diesen Gegenden gelte, sagt sie nach kurzem Stocken:

„Auch im Radio, ja, das ist ja dann deren Hochdeutsch“.

Wie kann eigentlich etwas jemandes Hochdeutsch sein? Wie passt diese negative Charakteristik der offenbar doch unübersehbaren plurizentrischen Struktur des Deutschen in das gesamte Bild?

9 Ein zweites Beispiel, das irgendetwas mit Temperaturangaben vom Typ „Es hat heute zwanzig Grad“ zu tun hat, wird nicht zu Ende geführt, offenbar, da die Sprecherin dadurch verwirrt wird, dass sie ihre eigene Formulierung „Das hat heute zwanzig Grad“ als eine regionale Eigenheit erkennt.

## 5. Vergleichen

Es muss vermutlich nicht passen; ganz offenkundig liegen die sprachlichen Einordnungen auf verschiedenen Ebenen, was auch daran liegt, dass die Sicht des Linguisten nicht die des ‚normalen‘ Sprechers ist, der logischerweise wesentlich situationseingebundener kategorisiert.

Im Kern steht etwas, was man in lockerer Anlehnung an die entsprechende Formulierung Karl Bühlers als die „Ich-Hier-Jetzt-Orientierung“ bezeichnen könnte. Das erscheint nicht besonders auffällig, wenn es der generellen Vorurteilslandschaft entspricht. So scheint es uns nicht sehr überraschend, wenn eine junge Frau aus Hannover ihre Stadt als Zentrum der hochsprachlichen Welt des Deutschen ansieht (und natürlich auch nicht völlig kontraintuitiv). Das ist in diesem Fall für die Sprecherin so offenkundig, dass es kaum direkt expliziert werden muss. So heißt es beiläufig:

Wenn jetzt hier ein Bayer oder ein Berliner bei einem Hannoveraner, der Hochdeutsch spricht, ein Vorstellungsgespräch hätte, dann würde der Hannoveraner nicht unbedingt sagen, wir nehmen dich jetzt nicht, weil du einen Dialekt hast.

Abgesehen davon, dass wir schon häufiger von der Bandbreite dessen, auf das hier das Wort *Dialekt* angewendet wird, gesprochen haben, kann man möglicherweise auch hier schon sehen, dass die Einschätzungen zu den üblichen Vorurteilsgefügen passen. So gehören Bairisch und Berlinisch ganz generell zu den eher positiv eingeschätzten regiolektalen Varietäten. Das passt ganz gut dazu, dass dieselbe Person durchaus meint,

man dürfe leicht hören, woher ein Sprecher komme, und wenn sie dann feststellt, dass einem manches auf die Dauer doch auf die Nerven gehen könne und als Beispiele das Sächsische und intensivere Merkmale des Berlinischen nennt.

Wie auch immer, hier passt die Selbstbezüglichkeit gut zu den normalen Vorstellungen der Sprechergemeinschaft. In mehrerlei Hinsicht überraschender ist eine entsprechende Einordnung bei einer Sprecherin aus Görlitz.

Zum einen stellt sie fest, dass man an ihrem Ort der hochsprachlichen Norm besonders nahekomme, und zum anderen, was vielleicht noch überraschender ist, dass ihr der Norden und der Süden gleich normfern zu sein scheinen. Dialekt im Allgemeinen findet sie schrecklich.

„Die Norddeutschen haben ja auch einen lustigen Dialekt.“

Von der Schwierigkeit, von dem Zweiersystem Dialekt-Hochdeutsch abzukommen, spricht auch die Stellungnahme einer Sprecherin aus Schwaben, die trotz deutlich erkennbarer Merkmale ihrer regionalen Sprache feststellt, etwas zwischen Dialekt und Hochdeutsch spreche sie nie, denn das höre sich komisch an.

Dass es sehr stark die eigene Erfahrung ist, an der sich die Einschätzungen messen, kann man auch an Aussagen sehen, wo Besonderheiten der eigenen Sprache wahrgenommen werden, die entweder keine sind oder auch Eigenheiten nicht als solche wahrgenommen werden, obwohl sie weit von der akzeptierten Norm abweichen.

Für den ersten Fall mag das Beispiel einer Sprecherin aus Wattenscheid stehen, die als kennzeichnende Abweichungen ihrer örtlichen Sprechweise eine unauffällig leicht vokalisierte Aussprache des <r> in Kirche und eine nur leicht aspirierte Aussprache des <t> in Wattenscheid ansieht.

Für den zweiten Fall findet sich ein besonders schlagendes Beispiel in dem Interview eines jungen Sprechers in Soest, das in der entscheidenden Phase wie folgt abläuft:

Interviewer: Also, was mir als eigentümlich vorkommt, ist, wenn ich höre: „ich bin angefangen heute morgen“.

Gewährsperson: Ja, das hört sich auch scheiße an.

Interviewer: Würdest du das nicht sagen?

Gewährsperson: Nein, ich würde sagen: „ich bin heute morgen angefangen“.<sup>10</sup>

Dass die Wahl des Hilfsverbs zur Bildung der Form des Präsensperfekt das Normproblem sein könnte, kommt diesem Sprecher nicht in den Sinn.

Die Beispiele sollen nicht dazu dienen, zu zeigen, dass diese Sprecher und Sprecherinnen nicht verlässlich sind. Vielmehr zeigen die Äußerungen und Reaktionen, dass die handlungseingebundene Sichtweise und das begrenzte Analyseinventar einbezogen werden müssen, wenn man die verschiedenen Feststellungen sinnvoll in einem handlungsentbundenen wissenschaftlichen Kontext verwerten will.

Bemerkenswert ist in diesem Kontext die Aufnahme einer jungen Sprecherin aus Bad Tölz, also aus dem als recht dialektfest geltenden zentralen Bereich des Bairischen. Sie produziert problemlos ein normgerechtes Hochdeutsch, hat aber dennoch ein ungebrochenes Verhältnis zu dem Dialekt, den sie aus ihrer Umgebung und Familie kennt, und ist selbst in der Lage, ihre eigene Vorurteilsstruktur gegenüber anderen Sprechweisen zu relativieren.

So äußert sie, dass sie Bairisch – im Gegensatz zu anderen regionalen Sprachformen – als am schönsten wahrnehme, fügt aber sofort und unaufgefordert dazu, dass das zweifellos damit zu tun habe, dass sie diese Form aus ihrer Umgebung gewohnt sei.

10 Dass der Interviewer nach einer kurzen Pause der Verblüffung mit dem Lachen nicht an sich halten kann, überrascht die Gewährsperson offenkundig.

Und an anderer Stelle schildert sie, dass sie unlängst in einer Fernsehsendung einen gebildeten Menschen („einen Professor oder so“) mit deutlich sächsischer Färbung habe sprechen hören, und das habe sie damit gar nicht recht vereinbaren können; allerdings eben wiederum nicht ohne im selben Atemzug über diese Einschätzung zu sagen, das sei „natürlich irgendwie blöd“.

Es wäre verführerisch, daraus zu schließen, dass eine unaufgeregte Wahrnehmung sprachlicher Vielfalt das beste Mittel zur Analyse selbst der eigenen Vorurteile ist, aber ein einzelnes Beispiel trägt zweifellos nicht so weit. Wofür es aber zweifellos ein Beleg ist, ist die Tatsache, dass die Verlässlichkeit der normalen Sprecher auf ganz unterschiedlicher Ebene liegt. Im vorliegenden Fall lässt sich die selbstreflexive Haltung der Sprecherin eindeutig aus den verschiedensten Merkmalen des Gesprächsablaufs entnehmen.<sup>11</sup> Nun mindert ein geringerer Grad an Selbstreflexivität nicht die Verlässlichkeit der Aussagen,<sup>12</sup> sie bedürfen lediglich einer anderen Art der Interpretation in Hinblick auf die Ziele, die man als Linguist verfolgt.

## 6. scientia non est singularium (Thomas von Aquin)

Einzelne Beispiele belegen in der Sache nichts. Darum geht es in diesem Beitrag auch nicht. Auch wenn die etwas ausführlicher besprochenen Exempel nicht gänzlich zufällig aus der Varietätenlandschaft des Deutschen geholt worden sind, sollte mit der Differenz nicht mehr gezeigt werden, dass Verlässlichkeit ein ganz unterschiedliches Gesicht annehmen kann. So ist zwar erkennbar, dass die klassische Nord-Süd-Distinktion im deutschen Sprachraum offenkundig die Wahrnehmung prägt.<sup>13</sup> Und es ist daher ganz gut begründbar, wenn man, um die Folgen unterschiedlicher Sprachwahrnehmung abzutesten, Personen wählt, die aus dem nördlichen Standardkern (um Hannover), aus dem hohen Norden (um Kiel), aus dem oberdeutschen Süden (Bayern) und aus einer dazwischen liegenden eher

11 Etwa auch in einem den Konsens verweigernden Stocken und einem eigenen Neuansatz, wenn der Interviewer vereinfachend-populäre Deutungsmuster ins Spiel bringt. Die Einzelanalyse in dieser Hinsicht würde an dieser Stelle zu weit führen.

12 So führt die Feststellung eigentlich nicht so recht miteinander kompatibler Argumentationszüge nicht dazu, an der Verlässlichkeit zu zweifeln, sondern darüber nachzudenken, warum hier dem neutralen Blick als analog erscheinende Phänomene unterschiedlichen Deutungsmustern unterworfen werden. So nennt die Kieler Gewährsperson für sie auffällige typisch nördliche Wörter (*Leunwagen; Feudel*), ohne dass daran ein Zweifel an der Richtigkeit angeschlossen würde, während an anderer Stelle als abweichend festgehalten wird, dass man an anderen Orten *Schrippe* oder *Semmel* statt des „richtigen“ Wortes *Brötchen* sage.

13 Das ergibt sich auch ganz eindeutig aus den Ergebnissen der oben schon erwähnten, im Oktober 2008 durchgeführten repräsentativen Umfrage zu aktuellen Spracheinstellungen, die der Nord-Süd-Differenz einen wesentlich höheren Status zuweist als z. B. der Ost-West-Differenz der neueren politischen Trennung.

vorurteilsbeladenen Gegend (Sachsen) stammen, um möglicherweise zu verschiedenen sachlichen Basen zu kommen, von denen aus man die Frage der Verlässlichkeit der Aussagen beurteilen kann. Das hat zu den erwünschten unterschiedlichen Ergebnissen geführt, auch wenn diese im Einzelnen von weiteren nicht kontrollierten Faktoren abhängen mögen. Darum geht es aber nicht, und das ist daher auch nicht weiter problematisch. Diese Frage wird erst relevant und dann auch wichtig, wenn man eine Menge von Datenmaterial hat, die verlässliche – abduktive – Generalisierungen erlaubt. Dass die Befunde, die wir vorfinden, auf der Folie dessen, was wir über die deutsche Sprachlandschaft wissen, nicht gänzlich unplausibel erscheinen, spricht jedenfalls dafür, dass man den Sprechern trauen kann. Es sollte ja auch deutlich geworden sein, was beim Anhören der entsprechenden Aufnahmen unmittelbar einleuchtet, dass unsere Sprecher kooperativ sein wollen und daher Wert darauf legen, eine gemeinsame Basis der Verlässlichkeit zu erzeugen. Das wird eigentlich besonders deutlich in den Fällen der Störung, wo eine Basis der Verlässlichkeit vorausgesetzt wird, die aber der im Konfliktfall nötigen Explikation nicht standhalten würde. Die Stellen sind jeweils deutlich erkennbar: Die Intention des Interviews lässt es aber nicht geraten erscheinen, die damit im Prinzip eingegangene Verpflichtung zur expliziten Vertretung der Behauptung einzufordern. Es ist ja überhaupt so, dass die Frage des Explizitmachens an den Rändern des eigenen Wissens schwierig wird – gerade gegenüber einem Spezialisten; zumindest in einem Fall war aber zu sehen, wie ein komplexeres Erfahrungsbild sich in kommunikativen Vorsichtsmaßnahmen niederschlägt, die das Bemühen um Verlässlichkeit unterstützen.

## 7. Literatur

- Dorling, Daniel, Mark Newman & Anna Barford (Hg.). 2008. *Der schlaue Planet. So haben Sie die Welt noch nie gesehen*. München: Süddeutsche Zeitung Edition.
- Eichinger, Ludwig M. 2005a. Deutsch in Österreich. In: *German as a foreign language* 1, 1-23.
- Eichinger, Ludwig M. 2005b. Norm und Variation. Zur realen Existenz nationaler Varietäten. In: Alexandra N. Lenz & Klaus J. Mattheier (Hg.). *Varietäten – Theorie und Empirie* (VarioLingua 23). Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang. 141-162.
- Morhof, Daniel G. 1682. *Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie*. Kiel: Joachim Reumann.



- Muhr, Rudolf. 1995. Zur Sprachsituation in Österreich und zum Begriff „Standardsprache in plurizentrischen Sprachen“. Sprache und Identität in Österreich. In: Rudolf Muhr, Richard Schrodtt & Peter Wiesinger (Hg.), *Österreichisches Deutsch*. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky. 75-109.
- Turmair, Johannes (Aventinus). 1880-1886. *Sämtliche Werke*. Hg. von der Königlichen Akademie der Wissenschaften. München: Kaiser.